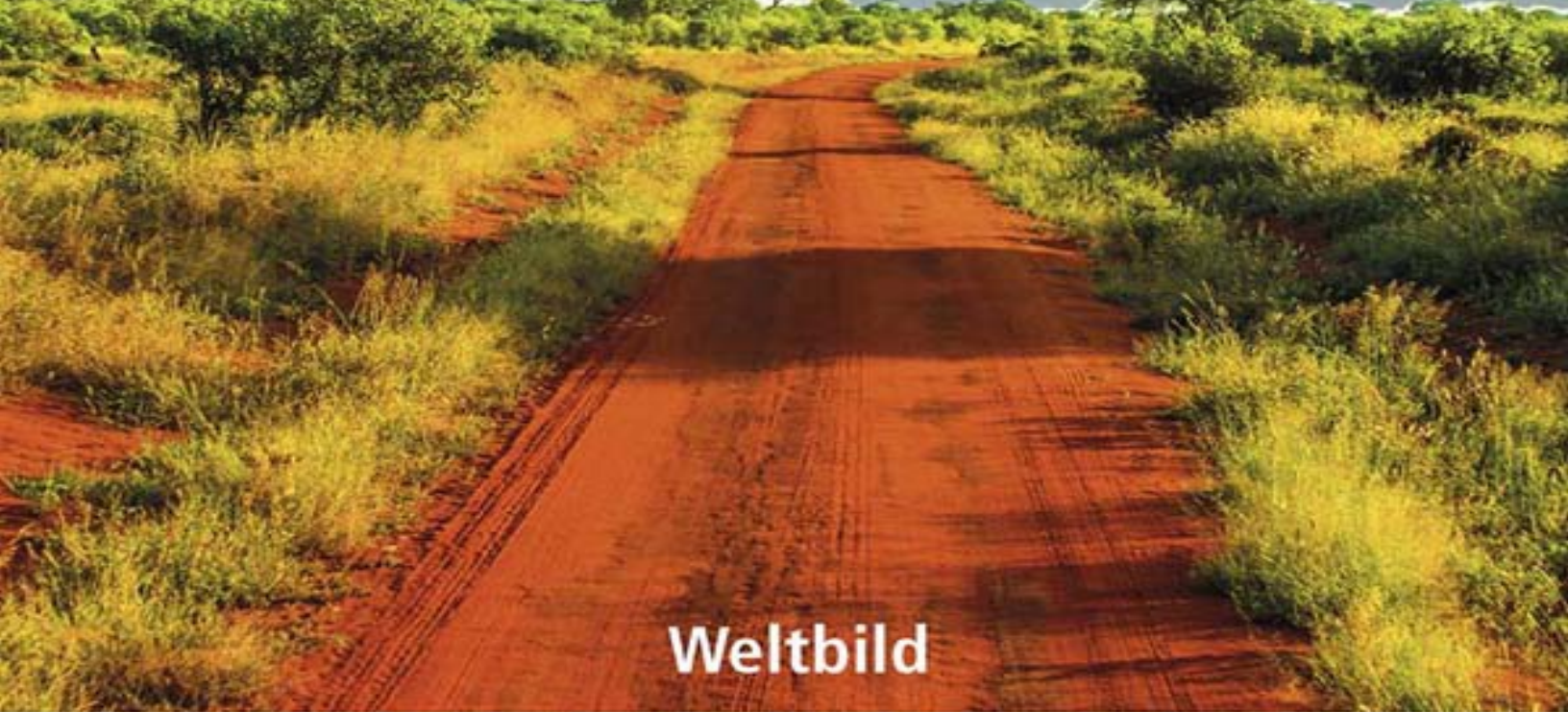




Frank Coates

JENSEITS
VON
MOMBASA



Weltbild



Im Jahre 1897 wird der Brite Ronald Preston damit beauftragt, das schier Unmögliche zu wagen: Er soll eine Eisenbahnlinie bauen von Mombasa an der Ostküste Afrikas bis zum Viktoriasee mitten in der Wildnis. Seine junge Braut Florence besteht darauf, ihn zu begleiten und kann sich zunächst nur schwer an das raue Leben gewöhnen. Doch allmählich kann auch sie sich dem Zauber des Schwarzen Kontinents nicht mehr entziehen genauso wenig wie ihr Mann, der diesem Land bereits mit Haut und Haaren verfallen ist.

Jenseits von Mombasa

Weltbild

Der Autor

Frank Coates wurde in Melbourne geboren und arbeitete lange Jahre im Bereich Telekommunikation in Australien und anderen Ländern. 1989 wurde er von den Vereinten Nationen nach Nairobi berufen. Vier Jahre lang reiste er durch Afrika und lernte dabei in Tansania eine Frau vom Nyamwezi-Stamm kennen, die er heiratete. Frank Coates hat zwei Kinder und fünf Enkelkinder und lebt in der Nähe von Sydney.

Die englische Originalausgabe von Jenseits von Mombasa erschien 2005 unter dem Titel Beyond Mombasa bei HarperCollins Publishers Australia Pty Limited, Sydney, Australia.

Besuchen Sie uns im Internet: www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2005 by Frank Coates Published by arrangement with HarperCollins Publishers Australia Pty Limited.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2007 by Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Regina Winter

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-249-9

Für Rosalind –
für deine Liebe und dein Vertrauen,
dass ich dich mit dorthin nehmen durfte.



PROLOG

TEESTA-SCHLUCHT, INDIEN, 1895

Ronald Preston spürte, wie die Bockbrücke rutschte. Die Bewegung versetzte die gesamten neunzig Meter des zerbrechlichen Gebildes, das die Schlucht überspannte, in so etwas wie eine Wellenbewegung. Das Ächzen der Holzbalken hing wie boshafte Flüstern über den Felsen der Schlucht. Dreißig Meter tiefer lag die alte A-Klasse-Lokomotive auf der Seite im Teesta-Fluss, und Dampf Wolken stiegen aus der Kabine auf, als das eisige Flusswasser in die Feuerbüchse eindrang.

Prestons Hindi-Aagwalah klammerte sich verzweifelt an den Handlauf des Kohlewagens. Eine abgerissene Kupplung hatte sich irgendwie zwischen einer Schwelle und der Schiene verklemmt, also hingen Kohlewagen und Heizer noch über dem Abgrund, während die Holzladung bereits in die Schlucht gefallen war.

Prestons Leute standen schweigend am Rand der Flussklamm und starrten ihren Vorgesetzten an, der auf dem Holz eines Brückenbogens balancierte.

Bei der nächsten Welle gab das Reißen der Holzfasern dem Stöhnen der Brücke eine größere Eindringlichkeit. Es war ein unheimliches, beinahe menschliches Geräusch. Ein leises Zischen erklang von der Baumanschaft – sie verliehen ihrer Ehrfurcht vor unbekanntem Kräften Ausdruck, und viele dachten dabei wahrscheinlich an die Göttin Kali mit ihrem Halsschmuck aus Schädeln und ihrer vom Blut der Opfer roten Zunge.

Der Aagwalah wimmerte.

Preston balancierte auf den Fußballen und wagte nicht, sich zu rühren, bevor die harmonische Bewegung zu einem Ende gekommen war. Einen Augenblick war er sicher, dass das gesamte zerbrechliche Netz unter ihm einstürzen würde. Kalte Angst kroch ihm trotz des warmen Dampfes, der vom Boden der Schlucht aufstieg, über den Rücken. Ein Schweißtropfen brannte in seinem Auge. Er blinzelte ihn weg.

Ein weiterer Schritt, eine weitere Schwelle. Die Verstreungen ächzten. Er erstarrte. Dann noch ein Schritt. Und noch einer. Der Kohlewagen befand sich nun beinahe direkt unter ihm.

Preston musste sich jetzt unbedingt konzentrieren, aber er konnte das bedrückende Gefühl nicht abschütteln, dass er seine Pflicht nicht erfüllt hatte. Als Bauingenieur dieses neuen Abschnitts war er hier zuständig. Er hätte die Brücke prüfen und wieder prüfen sollen. Er hatte den Abschnitt freigegeben, hatte die Fahrt der Rangierlok erlaubt. Es waren seine Auffangweichen, die versagt hatten, und so war die beschleunigende A-Klasse-Lok auf die Brücke gefahren und nicht in den Sand des Auffanggleises.

Sein Blick fiel wieder auf die Lokomotive. Das alte Schlachtross war kein großer Verlust, aber der Lokführer war ein guter Mann gewesen. Wie viele waren außer ihm noch umgekommen?

Wirbelnder Dampf und weiß schäumendes Wasser brodelten unter ihm. Einen Augenblick verlor er das Gleichgewicht, aber dann zwang er sich, sich wieder auf die Kupplung zum Kohlewagen zu konzentrieren – diesen dünnen Faden, der verhinderte, dass der Aagwalah in den sicheren Tod stürzte. Minuten zuvor waren zwanzig Tonnen Zug auf die

halb fertige Gitterbrücke hinausgefahren und hatten mehrere Stützpfiler brechen lassen. Die Verbindung zum Kohlewagen war gerissen, und nun verhinderte nur noch eine splitternde Schwelle, dass der Wagen der Lok zum Boden der Schlucht folgte. Nach Prestons Ansicht – und er war ein Eisenbahningenieur mit mehr als zehn Jahren Erfahrung – war es physikalisch eigentlich unmöglich, dass diese eine Hartholzschwelle den Kohlewagen halten konnte, wie es in den letzten Minuten der Fall gewesen war. Obwohl der Wagen den größten Teil seiner Ladung verloren hatte, war er immer noch vier Tonnen schwer, was die gerissene Kupplung schließlich losreißen würde.

Zumindest hatte der Heizer aufgehört zu wimmern. Dieses klägliche Geräusch hatte Preston vollkommen durcheinandergebracht. Als er schließlich wagte hinzusehen, klammerte sich der Mann angestrengt an den Handlauf des beinahe senkrecht hängenden Wagens, und auf seinem Overall breitete sich ein Urinfleck aus.

Die Schwelle ächzte leise. Ihre winzigen Holzfragmente wurden quälend langsam zerrissen.

Preston stieg über die Schwelle hinweg und legte sich vorsichtig auf die Schwelle direkt über dem Aagwalah. Er bemühte sich, sich seine wachsende Unruhe nicht anmerken zu lassen. »Aagwalah. Ist alles in Ordnung? Hier ... bitte sieh mich an.«

Der Mann wimmerte, konnte aber den Blick nicht von dem rauschenden Wasser unter sich abwenden.

»Aagwalah, mein Freund. Sieh mich an.«

Der Heizer blickte langsam zu Preston auf, der sich nur drei Meter oberhalb von ihm befand. Tränen liefen ihm über das Gesicht, seine Lippe bebte, und nun begann er, auch am ganzen Körper heftig zu zittern. Es gab viele Männer im Transportbereich der Indian Railways, die Preston nicht kannte, und das hier war einer von ihnen. Aber er nahm an, dass er ebenso wie die meisten anderen ein einfacher Mann war und stolz darauf, im Dienst der Indian Railways zu stehen. Es war eine Stellung mit großem Prestige.

»Schau nicht nach unten. Du musst mich ansehen. Und jetzt hör gut zu.« Preston wusste, dass er sein Gewicht nicht zu dem des Kohlewagens hinzufügen durfte, und verfluchte sich innerlich, weil er kein Seil mitgebracht hatte. »Du musst aufstehen, damit ich deine Hand packen kann.«

Der Aagwalah schluchzte, als hätte man ihn gerade zum Tode verurteilt.

Preston versuchte es noch einmal. »Mein Freund, du kannst es schaffen. Ich werde dich hochziehen. Vertraue mir. Tu, was ich dir sage.« Er wartete einen Moment, damit der Mann sich beruhigen konnte, aber der Aagwalah gab nur unverständliche Worte von sich.

»Hör zu, mein Freund. Stell dich auf die Ladeklappe. Bewege dich langsam. Benutze die Seite des Waggons, um dich festzuhalten. Komm, ich bin hier.«

Der Heizer schaute Preston in die Augen und schüttelte den Kopf. Er murmelte eine Antwort auf Hindi, die Preston nicht verstehen konnte. Er wollte etwas Tröstliches sagen, aber plötzlich beherrschte er die Sprache nicht mehr genügend. Stattdessen bat er den Mann ein drittes Mal: »Steh auf, mein Freund. Steh langsam auf. Ich bin hier.«

Wieder schüttelte der Heizer den Kopf. Als hätte es nur noch diese geringfügige Bewegung gebraucht, brach die Schwelle mit einem Geräusch, das Preston, dessen Kopf sich auf der nächsten Schwelle befand, zurückzucken ließ. Er versuchte, ruhig zu bleiben,

und streckte die Hand erneut zu dem Aagwalah aus. Nur der Schweiß, der ihm über die Stirn lief und von seiner langen, geraden Nase tropfte, machte deutlich, welche Angst er hatte.

»Wir haben nicht viel Zeit. Ich werde deine Hand nehmen.«

Preston starrte dem Aagwalah in die Augen. Er konnte das Entsetzen des Mannes und seine Angst erkennen und erinnerte sich daran, wie er selbst zum ersten Mal bei der Arbeit in tödliche Gefahr geraten war. Er erinnerte sich an dieses Gefühl, verraten worden zu sein. Niemand sollte bei der Arbeit für die Indian Railways sterben, oder bei einer anderen Arbeit, ganz gleich, wie großartig das Projekt war.

Preston streckte den Arm, so weit er konnte, durch die Lücke zwischen den Schwellen. Der Aagwalah brauchte nur aufzustehen, und Preston würde seine Hand packen können.

»Ja, genau!«, sagte er, als der Mann die Beine streckte. »Sehr gut. Und jetzt, mein Freund, deine Hand!«

Irgendwo im Gitterwerk gab eine Strebe nach. Der Knall war wie ein Kanonenschlag und ließ die Brücke schauern. Der Aagwalah kreischte und begann hysterisch zu heulen. Der Kohlewagen wackelte, und der Heizer brach in die Knie. Er drückte die Stirn auf seine Hände, mit denen er sich nun fest an die Seite des Wagens klammerte.

Die Kupplung des schwankenden Wagens fraß sich in die Schwelle. Aus dem Augenwinkel konnte Preston sehen, wie große Stücke sich losrissen und in die Tiefe stürzten.

»Verdammt noch mal, Mann, nimm meine Hand!«

Die Schwelle gab mit einem letzten ohrenbetäubenden Knacken nach. Dann war nichts mehr zu hören. Der Kohlewagen fiel durch dreißig Meter tödlicher Stille. Er landete mit einem Übelkeit erregenden Knirschen auf der Lokomotive, nach dem Aufprall nur noch eine Masse verknitterten Metalls.

Die Brücke schüttelte sich und wackelte, als freute sie sich, diese lästige Störung losgeworden zu sein.

Preston blieb auf dem Holz liegen und starrte durch die Lücke. Aus irgendeinem Grund musste er an seinen Vater denken und fragte sich, ob er wohl auf ähnliche Art gestorben war: ohne Würde, ohne Grund, und wegen der Fehler eines anderen Ingenieurs.

KAPITEL 1

MEILE 2

Die SS Nowshera fuhr im feuchten Nordostwind langsam an einem Dutzend arabischer Handelsdäus vorbei in den Hafen ein. Achtern verwandelte die tropische Sonne jede Welle, die sich am Riff brach, in einen gleißenden Lichtpunkt. Dahinter breitete sich der Indische Ozean vom Kap bis zum Horn von Afrika aus wie ein riesiger silberblauer Teppich.

Seit zweitausend Jahren erschienen die bunten Lateinersegel der Däus etwa im Oktober an der ostafrikanischen Küste, warteten auf den Gezeitenwechsel und fuhren dann in den uralten Handelshafen von Mombasa ein. Sechs Monate später ließen sie sich vom Südwestwind wieder nach Hause tragen, beladen mit Gold, Elfenbein und Sklaven. An diesem Tag im Jahr 1897 drängten sich mehr als hundert Schiffe um einen Platz im Hafen von Mombasa. Eine halbe Meile entfernt erhoben sich am schlammigen Ufer über den Mangroven die Zinnen von Fort Jesus. Das Fort stand dort als verwüstete, aber beharrliche Erinnerung an die Eroberung dieser gottlosen Küste vor vierhundert Jahren, die sie unter das Chorhemd des katholischen Portugal gezwungen hatte. Zumindest für einige Zeit.

Das Band weißer Korallenkalkhäuser im Küstenvorland war fest gegen Hitze und Diebe abgeschlossen. Auf den Hängen dahinter standen Gruppen dunkelgrüner Mangobäume und hoch aufragender Palmen. Hinter ihnen verschwammen blaugrüne Hügel im Dunst. Eine leichte Drehung des Winds trug den unverwechselbaren Duft der Tropen heran: Gewürze, Feuchtigkeit und schimmelnde Vegetation. Der Geruch rohen Lebens. Ronald Preston, hochgewachsen, dunkelhaarig, frisch verheiratet und eingeengt von seinem Leinenanzug, stand auf dem Deck, den Geschmack der Tropen erneut in seiner Kehle und beunruhigende Erinnerungen im Kopf. Neben ihm stand Florence, seine Frau, ein Mädchen mit runden Wangen, das von dem Chaos, das sich ringsum entfaltete, nicht das Geringste verstand.

Die Ankerkette der Nowshera rasselte und fiel in das himmelblaue Wasser, das nun von einer Flottille kleiner Schiffe zu brodelndem Schaum aufgewirbelt wurde. Leichter, Kanus und Einbäume umgaben das Schiff wie Elritzen, die an einem aufgeschwemmten Kadaver knabbern.

Gewaltiger Lärm erhob sich, als die Leute auf den kleinen Schiffen begannen, alle Arten von Waren und Dienstleistungen anzubieten. Die Matrosen auf den Leichtern fingen bereits Taschen und Bündel auf, um sie ans Ufer zu bringen. Essensverkäufer warben um Kunden, und ihre kleinen Einbäume sahen aus, als könnten sie jeden Augenblick sinken, so beladen waren sie mit Tomaten, Manioks, Limonen, Mangos, Guaven und süßen Sansibar-Orangen. Ein Swahili-Mann in einem bunten Baumwoll-Kikoi, dessen rasierter Kopf im hellen Sonnenlicht glänzte, pries den Liebreiz des Mädchens an, das hinten in seinem Kanu saß, in einen Regenbogen von Seide gehüllt.

Preston spürte, wie das Deck schauderte, als die Dampfmaschine aufhörte, die Schraube zu drehen, und das Schiff sich gegen die Ankerkette stemmte, bis es schließlich aufgab. Er

warf einen Blick zu Florence. Ihre Augen leuchteten in einer Mischung aus Befürchtungen und Aufregung. Sie hatte den Griff ihres Sonnenschirms an die Brust gedrückt, und die mit Fransen besetzte safrangelbe Kuppel bildete eine Art Heiligenschein um ihren breitkrempigen Strohhut. Selbst in diesem tiefen Schatten konnte er sehen, dass ihre helle Haut eine rosige Färbung angenommen hatte.

Er strich seine flatternden Reversspitzen glatt und öffnete den obersten Knopf der Anzugjacke. Er hatte nicht vorgehabt, sich so förmlich zu kleiden, da es kein offizielles Empfangskomitee geben würde, aber als Florence in Faltenrock, frischem weißem Oberteil und einem marineblauen Tuch, das von einer Silberschließe gehalten wurde, erschienen war, hatte er sich verpflichtet gefühlt, ebenfalls etwas Angemesseneres anzuziehen. Er hatte seinen lang herabhängenden schwarzen Schnurrbart gestutzt, die Falten aus seinem einzigen Leinenanzug geschüttelt und den Tropenhelm aufgesetzt. In all seinen Jahren der Arbeit im tropischen Indien hatte er, von den sehr seltenen offizielleren Gelegenheiten einmal abgesehen, stets leichte, weite Kleidung getragen. Die alten Knaben dort waren überzeugt gewesen, dass seine offene Nichtachtung der Konventionen tödlich enden würde: Immerhin war es eine bewiesene Tatsache, dass die senkrechten Strahlen der Tropensonne dem Rückgrat schrecklichen Schaden zufügten. Preston kletterte in einen Einbaum, der ein wenig stabiler wirkte als die anderen, und streckte die Hand zu Florence aus, die zögerte und dann eine Anzahl erfolgloser Versuche unternahm, einigermaßen geschickt das Fallreep in das wackelnde Kanu hinabzusteigen. Schließlich sprang sie mit einem heiseren, erleichterten Seufzer in Prestons Arme. Sie kümmerte sich nicht mehr darum, wie sie auf andere wirkte, ließ sich auf den Sitz sinken und klammerte sich so entschlossen an der Seite des Kanus fest, dass ihre Knöchel weiß wurden.

»Unser Gepäck!«, keuchte sie. »Ronald! Wir haben unser Gepäck vergessen!«

»Nein, Florence«, erwiderte er und griff nach einer Tasche, die ein Matrose ihm herunterreichte, »erinnerst du dich nicht? Wir nehmen nur ein paar Taschen mit zu den Carters.«

»Ach ja.« Ihr zarter Fächer flatterte heftig neben ihrer Wange. »Selbstverständlich. Die anderen werden aufbewahrt, bis wir uns niedergelassen haben.«

Schon auf den ersten der fünfhundert Meter zum Ufer lief das Kanu mit alarmierender Geschwindigkeit voll. Florence begann, leise, zirpende Geräusche von sich zu geben. Preston versuchte, sie zu beruhigen, aber seine Priorität war es, das Wasser so schnell wie möglich wieder aus dem Boot zu schöpfen. Wenn er noch eine Hand frei gehabt hätte, hätte er damit gerne den Bootsbesitzer erwürgt.

»Mach Platz, du verdammter Idiot! Siehst du denn nicht, dass sie direkt hinter uns sind?« Der Besitzer bediente lässig das Ruder, um das Kanu vor dem Bug eines sich nähernden Leichters vorbeizumanövrieren. Preston warf einen kurzen Blick zu Florence und murmelte eine Entschuldigung für seine Ausdrucksweise.

Als er seiner Frau schließlich die gefliesten Stufen am Kai hinaufhalf, kam es in der Menschenmenge, die sich dort drängte, zu einer Schlägerei. Swahilis und Eingeborene kämpften mit Bissen, Tritten und Faustschlägen um das Recht, das Gepäck von Sahib und Memsahib zu tragen. Preston erwischte einen, der versuchte, sich mit der Hutschachtel

seiner Frau davonzumachen, und versetzte ihm einen Tritt. Florence versteckte sich hinter dem Rücken ihres Mannes, bis Preston nach mehreren Minuten chaotischem Hin und Her die Angelegenheit klärte, indem er ihre fünf Gepäckstücke den drei Männern in die Hand drückte, die den ehrlichsten Eindruck machten. Der Rest des zerschlagenen Haufens protestierte wenig überzeugend, als die strahlenden Sieger den sanften Hang hinauf zu einer Gruppe von Hafengebäuden eilten.

Die Träger luden ihr Gepäck auf ein Gharry. Preston gab ihnen eine Handvoll kleiner Münzen, und sie verloren sich bald wieder in der Menge, um in den Kampf um Kunden zurückzukehren. Preston inspizierte das Gharry sorgfältig. Es erinnerte an einen übergroßen Kinderwagen auf schmalen Schienen, die den Hügel hinaufführten. Es hatte zwei Sitze, einer nach hinten, der andere nach vorn gerichtet, und einen kleinen Baldachin, der Schatten spenden sollte. An der Deichsel an der Vorderseite hing eine Vorrichtung, in die sich der Gharrymann stemmen würde, um die ganze Angelegenheit zu ziehen.

Ein Swahili mit nacktem Oberkörper schien das Gefährt allein bewegen zu wollen. Preston betrachtete ihn abschätzend: Er wirkte nicht besonders stark. Würden er und das gebrechliche Gharry es bis zum Zollhaus schaffen, wo sie sich mit den Carters treffen wollten, oder war die Ladung mehr, als der Mann bewältigen konnte? Aber da das Gedränge von Zuschauern Florence offensichtlich nervös machte, schien das Gharry ihre einzige Möglichkeit zu sein.

Preston half Florence auf den nach hinten gerichteten Sitz. Der Kai unter ihnen war ein einziges Pandämonium. Als Preston sich selbst ebenfalls hinsetzte, ruckte das Gharry rasch vorwärts, denn der Mann wollte offenbar ein wenig Schwung sammeln, bevor sich die Gleise steiler nach oben zogen. Bald schon war der Kai hinter der Menschenmenge nicht mehr zu sehen. Florence packte ihren Mann fester am Arm, als der Hügel steiler wurde.

»Ronald?« Sie streckte die andere Hand nach der Stütze des Baldachins aus.

»Immer mit der Ruhe, meine Liebe. Immer mit der Ruhe.« Aber er machte sich ein wenig Sorgen, als das Gharry wie eine Schnecke den Hang hinaufkroch. Er drehte sich auf dem Sitz um. Der Swahili stemmte sich gegen die Deichsel, die Wadenmuskeln wie Cricketkugeln. Preston stieg ab und ging so würdevoll, wie er konnte, neben dem Gefährt her. Er widersetzte sich dem Impuls, das Gharry von hinten zu schieben, obwohl das dringend nötig gewesen wäre. In Indien wäre so etwas ein fataler Verstoß gegen die imperiale Etikette gewesen. Stattdessen versuchte er, wie ein gelangweilter Einkäufer auszusehen, und inspizierte beiläufig die Obstkarren, die Waren der Hausierer und die Verkaufsbuden. Er schnupperte an einem Kohlebecken, auf dem Maiskolben geröstet wurden.

Die Straße wurde erstickend eng. Die Balkone der zweistöckigen Gebäude reichten über ihren Köpfen beinahe bis zur Straßenmitte, und die Straße selbst war voller Schlaglöcher und fleckig von Betelnusssaft. Ein leichter Wind wehte den Geruch nach Menschenkot heran. Bis aufs Skelett abgemagerte Hunde schliefen in Hauseingängen, und kleine Muskatesel taumelten unter gewaltigen Lasten einher. Eine Kolonne von Kamelen drängte sich an der Straßenkreuzung vor. Affen kreischten von Fensterbänken, und ein

Kahlkopfpapagei schwatzte in einem Käfig, der vor einem Laden hing. Und die Menschen – überall waren Menschen. Sie trugen alle Farben des Regenbogens und drängten sich um das Gharry. Indische Frauen mit Goldsteckern in den Nasen waren in Saris gehüllt, die alles bis auf ihre dicken braunen Bäuche bedeckten. Andere verbargen sich unter den schwarzen Buibuis der Purdah, und im Schutz des Schleiers schossen ihre Blicke hin und her, damit ihnen keine Einzelheit des weißen Mannes entging. Swahilimänner in strahlend weißen Kanzus, die vom Hals bis zu den Fußknöcheln reichten, und bunten Westen gingen ihren Frauen voran, deren bunt bedruckte Baumwollkleider goldene Ananasfrüchte, schwarze und weiße Affen oder springende Leoparden, Löwen oder Gazellen auf einem Hintergrund in Rotbraun, Rot oder Blau zeigten. Bettler lauerten beinahe in jedem Hauseingang und schossen hervor, um Preston schorfige Hände vor die Nase zu halten. Andere tanzten auf verkrüppelten Beinen, Marionetten mit Spinnenarmen. Ladenbesitzer standen auf ihren Schwellen und starrten Florence dreist und lüstern an. Preston starrte wütend und herausfordernd zurück. Der Gharrymann erreichte einfacheres Gelände, und Preston stieg wieder auf, als das Fahrzeug sich nun im Schritttempo weiterbewegte. Er tätschelte Florence' Hand. Sie saß wie erstarrt da.

In der Vasco da Gama Street wich die Decke aus Balkonen einem Flechtwerk von Palmwedeln und Mangobaumästen. Hier wurde die Luft besser, und hin und wieder konnte man den sauberen, blauen Tropenhimmel sehen, aber aus jeder Gasse, an der sie vorbeikamen, drang erneut der Fäulnisgeruch der Stadt. Es fiel Florence schwer, zu atmen, und sie fächelte hektisch.

Der Gharrymann blieb neben einem beeindruckenden geschnitzten Schild vor einem Wellblechgebäude stehen. Das Zollhaus. Es schimmerte in der Hitze. Preston half Florence vom Wagen und staunte darüber, dass der Gharrymann gewusst hatte, wohin sie wollten. Dann erkannte er, wie dumm das war: Alle Passagiere würden das Zollhaus aufsuchen müssen, um bei der Ankunft ihre Zollerklärung abzugeben. Er drückte dem Mann ein paar kleine Münzen in die Hand, und dieser verschwand ohne ein Wort. Florence legte ihm die Hand auf den Arm. »Wie sollen wir die Carters erkennen, Roland?« »Ich habe nicht die geringste Ahnung, meine Liebe. Ich hoffe, sie finden uns.« Bei diesen Worten tauchte eine hochgewachsene Frau mit angenehmen Zügen in der Menge auf. Sie rauschte auf sie zu wie ein großes Segelschiff durch eine Flottille von Fischerbooten – ein einzelnes weißes Gesicht in einem Meer afrikanischer Farben. Sie lächelte zögernd und nickte, als sie näher kam. »Mr. Preston?« Sie sah Florence an. »Mrs. Preston?« Florence Seufzte. »Mrs. Carter!« Die Frauen reichten einander die Hände. »Sehr erfreut, Sie kennen zu lernen«, sagte Preston. »Und das hier ist mein Mann, Mr. Carter.« Ein kleines Fässchen von einem Mann, rotgesichtig und von beträchtlichem Umfang, trat neben sie. »William«, sagte er und schüttelte energisch Prestons Hand, während er Florence zunickte. »William und Rose. Hier in den Kolonien brauchen wir solche Förmlichkeiten nicht, oder?« »Florence und Ronald«, erwiderte Preston, »danke, dass Sie uns abgeholt haben.« »Gern geschehen, alter Junge. Gern geschehen.«

Es gab einen Augenblick verlegenen Schweigens, dann sagte Rose Carter: »Ich nehme an, Sie wollen zunächst die Formalitäten erledigen?«

»Ja, genau.« Ihr Mann schien erleichtert, dass jemand das Kommando übernommen hatte. Er zeigte auf das Gepäck der Prestons. »Sind das Ihre Sachen? Gut. Sehen wir mal ...« Er rang die Hände und versuchte, über die Köpfe der Menge hinwegzuspähen.

»Warum bleibe ich nicht hier bei Ihren Sachen«, schlug er dann vor und zeigte auf einen riesigen Baobab, dessen schlangenartige Äste einem weiten Bereich Schatten spendeten, »und Sie beide gehen rein zu den Jungs vom Zoll.«

»Nein, nein, William, um Himmels willen«, sagte seine Frau, »so geht das doch nicht! Mrs. Preston und ich werden hier bleiben. Du musst Mr. Preston behilflich sein.« Sie wandte sich an Florence. »In dieser Blechhütte herrscht schreckliches Gedränge. Und Sie sehen vollkommen erschöpft aus.«

»Also gut.« Carter schien die Einmischung seiner Frau nicht zu stören. »Wir können einander besser kennen lernen, wenn wir erst in unserem kühlen Haus sind.« Mit diesem Plan schien er sehr zufrieden zu sein. »Ich könnte wirklich etwas zu trinken brauchen.«

Carter goss eine großzügige Menge Madeira-Port in zwei der drei Gläser. Das dritte Glas, etwas weniger voll, reichte er seiner Frau. »Und jetzt kommen Sie, Ronald, nehmen wir unsere Pfeifen mit nach draußen, um den letzten Rest des Tages zu genießen, während die Damen ein Schwätzchen halten.« Er führte Preston aus dem Wohnzimmer mit dem polierten Holz, dem Sofa und den Sesseln mit dem Blumenmuster zur Veranda.

»Sind Sie sicher, dass Sie keinen Madeira mögen, meine Liebe?«, fragte Rose Carter und deutete auf den Wein. »Um diese Tageszeit ist ein kleiner Schluck sehr angenehm.«

»Nein danke«, sagte Florence. »Ich fürchte, wenn ich in dieser Hitze Wein trinke, werde ich auf der Stelle ohnmächtig.«

»Oh, daran werden Sie sich bald gewöhnen. Das tun wir alle.«

»Es ist alles so ... so ...«

»Fremd?« Rose lächelte und legte den Kopf schief.

»Hm ... ja.«

»Und vielleicht ein bisschen beängstigend?«

Rose Carter hatte ein kantiges, aber angenehmes Gesicht. Mit ihrer schlichten Schürze vor dem einfachen Baumwollkleid, ihrer weißen Baumwollhaube und ihrer mütterlichen Art wirkte sie wie jemand, dem man vertrauen konnte. Aber Florence war nicht sicher, ob sie ihre Bedenken wirklich einer vergleichsweise fremden Frau anvertrauen sollte. Das wäre vor allem dann nicht anzuraten, wenn die Carters in irgendeiner Weise mit der Eisenbahn zu tun hatten.

»Verzeihen Sie die Frage, aber arbeitet Mr. Carter bei der Uganda-Eisenbahn?«

»O nein, meine Liebe. William ist bei McGrath und Söhnen angestellt. Import und Export.«

»Ah.«

»William hat eine Übereinkunft mit Mr. Whitehouse in Kilindini, sich um neu eingetroffene Mitarbeiter zu kümmern. Bis sie sich eingewöhnt haben.«

»Das ist sehr freundlich.«

»Tatsächlich muss ich gestehen, dass die Eisenbahngesellschaft etwas zu den Unkosten

beisteuert, aber ich habe gern Gesellschaft. Und natürlich höre ich gern das Neueste von zu Hause.«

»Und wo ist zu Hause in Ihrem Fall?«, fragte Florence.

»London. Woher kommen Sie?«

»Shrewsbury.«

»Haben Sie Kinder, meine Liebe?«

Florence senkte den Blick. »Nein, wir haben erst vor kurzem geheiratet. Vor einem Monat.«

»Oje, das klingt ja, als hätte die Hochzeit direkt auf der Gangway des Schiffs stattgefunden!«

Als Florence aufblickte, sah sie, dass Rose sie anlächelte. »Beinahe«, sagte sie und musste selbst über ihre Verlegenheit lächeln. Sie konnte es immer noch kaum glauben, dass sie verheiratet war. Es war alles so schnell gegangen, nachdem Ronald erfahren hatte, dass er die Stelle bei der Eisenbahn bekommen würde.

»Und was wird Ihr Mann hier tun?«

»Er ist Ingenieur. Er wird am Bau des Hafens und der neuen Werkstätten beteiligt sein. Es ist eine sehr wichtige Stellung.«

»In der Tat.« Rose nippte an ihrem Port. »Und Sie?«

»Ich?«

»Ja, was werden Sie tun?«

»Oh, ich ... ich werde uns ein Heim einrichten und ...« Sie suchte in Roses Zügen nach einem Hinweis; immerhin kannte Mrs. Carter die Situation vor Ort.

Aber Rose lächelte nur aufmerksam.

Florence erkannte, dass sie bisher nie weiter als über die erschreckende Erfahrung der Reise gedacht hatte. Die Hochzeit, die Unsicherheit, ihr Leben als Ehefrau in einem unbekanntem Land zu beginnen – das war überwältigend genug gewesen, ohne darüber hinaus auch noch zu planen, was sie tun würde, während ihr Mann arbeitete.

»Was tun Sie und die anderen Frauen, wenn Ihre Männer nicht zu Hause sind?«, fragte sie.

»Viele Frauen bleiben in England. Andere kommen und bleiben bis zum ersten Kind, dann kehren sie für die Geburt nach Hause zurück.«

»Ist das notwendig?«

»Ich habe es bei meinem Ersten getan. Alle machen das so. Es gibt viele Mütter – und auch Väter –, die ein zartes Kleinkind dem hiesigen Klima nicht aussetzen würden. Einige sagen, es ist nicht natürlich für uns Weiße.«

»Aber Sie selbst haben auch hier Kinder aufgezogen?«

»Ja, zwei. Sie sind jetzt in London in der Schule und wohnen bei ihrer Großmutter.« Rose schwieg und nestelte einen Augenblick an Saum ihrer Schürze herum. »Wir hatten nach Michael und Marion noch eines. Noch ein Mädchen.« Sie versuchte angestrengt, zu lächeln, als sie Florence nun wieder ansah. »Aber sie ist drei Tage nach ihrer Geburt gestorben.«

»Oh, Mrs. Carter, das tut mir so leid ...«

»Nein, nein, nennen Sie mich Rose, und lassen Sie uns über andere Dinge sprechen.« Sie

setzte sich neben Florence auf das abgenutzte Sofa. »Sie hatten gefragt, was die Frauen hier tun.«

Florence nickte, ein wenig bedrückt über ihren unhöflichen Vorstoß in solch empfindliche Bereiche.

»Die Frauen, die in der alten Heimat geblieben sind, kommen vielleicht zu Weihnachten mit den Kindern vorbei. Und alle zwei Jahre erhält der Mann etwa einen Monat Heimaturlaub.« Sie trank noch einen kleinen Schluck Portwein. »Die, die hier leben, kümmern sich um ihre Familien.«

Florence wartete darauf, dass sie fortfuhr. Als das nicht geschah, fragte sie: »Ist das alles?«

Rose nickte. »Äh ... ja, meine Liebe.«

Florence hatte nichts gegen Kinder – sie und Ronald hatten darüber gesprochen und waren sich einig gewesen, dass sie eines Tages eine Familie haben würden –, aber bis sie welche bekamen, würde es schwierig sein, herauszufinden, was sie mit sich anfangen sollte. Rolands Vertrag lief über zwei Jahre. Zwei Jahre, und es gab nichts für sie zu tun! Keine Besuche von Verwandten und Freunden. Keine Gemüsemärkte. Keine Ausflüge in benachbarte Orte.

Rose hatte offenbar ihre Unruhe bemerkt. »Einige Frauen helfen bei der Missionsgesellschaft aus. Sie nähen, organisieren Teegesellschaften und andere Wohltätigkeitsveranstaltungen. Es kann recht interessant sein«, fügte sie eher verlegen hinzu und legte die Hand auf Florence' Arm. »Ja, wirklich.«

George Whitehouse war groß, dünn und erheblich jünger, als Preston erwartet hatte. Er schüttelte Preston herzlich die Hand, als sie sich auf der Treppe des Bungalows trafen, der als Hauptsitz der Eisenbahn diente, und sie tauschten ein paar Banalitäten aus, während deren Preston bemerkte – genauer gesagt wurde es ihm auf subtile Weise bewusst gemacht –, dass Whitehouse zu dieser besonderen Art englischer Anführer aus der Oberschicht gehörte. Doch Preston hielt ihn für ausgesprochen freundlich. Es war eher die lässige Art, mit der er den einen oder anderen Namen eines Politikers oder anderen Mannes fallen ließ, von denen Preston annahm, er sollte sie erkennen – was er nicht konnte.

Whitehouse kam zum Ende seines heiteren Berichts über die Ereignisse, die dazu geführt hatten, dass man ihn zum Chefingenieur des Uganda-Eisenbahn-Projekts ernannt hatte. »Und Onkel Horace sagte zu Lord Salisbury: ›Machen Sie sich um den Hafen keine Sorgen, Salisbury; wenn Sie eine verdammte Eisenbahn in den Dschungel bauen wollen, sollten Sie lieber den jungen George hier für ihr Projekt verpflichten, bevor er wieder nach Mexiko oder in ein anderes gottverlassenes Loch verschwindet.«« Er lachte leise, dann fragte er: »Hätten Sie gern eine Tasse Tee?«

»Ja, gerne. Danke.«

Whitehouse winkte seinem Diener, der ins Nebenzimmer ging. Der Raum, in dem sie saßen, war vielleicht einmal ein Wohnzimmer gewesen, sogar ein recht angenehmes, mit den großen Fenstern, durch die der Wind vom Meer hereinwehte. Nun war es vollgestopft mit Akten, und auf den Tischen häuften sich weitere Papiere und Landkarten.

»Tut mir leid, dass ich Sie gestern nicht am Kai abholen konnte, Preston. Ich war im Hinterland.«

»Kein Problem. Die Carters waren sehr freundlich.«

»Gut. Gut.«

Preston war froh, dass er Florence' Rat gefolgt war und seinen Leinenanzug angezogen hatte. Whitehouse trug eine helle Leinenhose, ein langärmliges weißes Hemd und eine schwarze bleistiftdünne Krawatte. Er war um die vierzig und hatte ein kantiges, vom Wetter gezeichnetes Gesicht. Seine wässrig blauen Augen starrten Preston immer ein winziges bisschen länger an, als üblich oder angenehm gewesen wäre, aber er blieb freundlich. Er lud Preston ein, die Jacke auszuziehen, was bewirkte, dass dieser sich ein wenig entspannte, und lenkte dann das Gespräch zum Thema Eisenbahnen im Allgemeinen und schließlich zu Prestons eigener Erfahrung.

Der Diener brachte das Tablett mit dem Tee und schenkte ein.

»Ich sehe, Sie haben ... wie lange – elf Jahre für die Indian Railways gearbeitet?«

»Beinahe elf Jahre als Ingenieur, aber insgesamt waren es einundzwanzig Jahre. Ich habe mit zwölf als Kohlenfeger angefangen. Nach einiger Zeit haben sie mich zum Ingenieursschüler gemacht.«

»Bemerkenswert. Ich kenne mich ein wenig mit der Indian Railways aus. Nur die Besten schaffen es, als Schüler angenommen zu werden.«

»Das war die einzige Arbeit, die ich je machen wollte. Ich nehme an, ich bin dem Vorbild meines Vaters gefolgt.«

»Ihr Vater war ebenfalls Eisenbahnmann?«

»O ja. Er hat sein Leben lang für die Indian Railways gearbeitet.«

»Hm ...« Whitehouse wurde wieder ernst. »Waren Sie stolz auf seine Arbeit?«

Diese Frage überraschte Preston. Sein Vater war ein Rätsel gewesen, das während seiner Kindheit nur hin und wieder kurz auftauchte. Er glaubte, sich an einen riesig großen Mann zu erinnern, aber er wusste, dass für einen Siebenjährigen alle Erwachsenen groß aussahen. Die Erinnerung an seinen Vater wurde immer von einem bestimmten Geruch begleitet. Es war nicht der Schweißgeruch, den er mit anderen Männern aus dem Bekanntenkreis seines Vaters assoziierte, sondern etwas Individuelleres, wahrscheinlich eine Mischung aus Karbolineum, kräftiger Seife und Schweiß. Er erinnerte sich daran, wie sein Vater hin und wieder hereingekommen war und ihn auf die Stirn geküsst hatte, wenn die Amah ihm sein Essen brachte. Mitunter war er auch an sein Bett gekommen und hatte ihn zugedeckt, abermals mit einem Kuss. Und dann war er eines Tages nicht von der Arbeit zurückgekehrt.

Monatelang hatten die Leute im Waisenhaus in Poona versucht, sich mit dem Bruder seines Vaters in Verbindung zu setzen. Als man ihn schließlich auf einem Handelsschiff in der Nordsee fand, wo er Erster Offizier war, hatte sich der Siebenjährige bereits an das frugale Leben im Waisenhaus der Regierung gewöhnt. Er sollte dort die nächsten sieben Jahre verbringen, bis Onkel Bertie in den Ruhestand ging, aber zu diesem Zeitpunkt hatte Preston bereits die ersten Schritte in den Fußstapfen seines Vaters unternommen.

Obwohl sein Vater eine eher vage Gestalt war, hatte die Erinnerung an ihn als Ingenieur Preston die Kraft gegeben, in seinem Beruf erfolgreich zu sein. Nach einem langen Tag in

der Eisenbahnwerkstatt war die Abendschule beinahe unerträglich, aber die Inspiration des guten Rufs seines Vaters hatte ihn wie ein Leuchtfeuer durch den Irrgarten von Formeln und Vektorgleichungen geführt. Ohne ihn hätte Preston es nicht ertragen können.

Das alles hätte er Whitehouse erzählen können, aber stattdessen sagte er: »Ich kenne jede Brücke und jeden Viadukt, die er je gebaut hat.«

Wieder sah der Chefsingenieur ihn aus seinen hellblauen Augen an, bevor er sich erneut den Seiten von Prestons Lebenslauf zuwandte, die auf seinen Knien lagen. »Sie haben die Indian Railways im August 96 verlassen. Das war vor sechs Monaten.«

»Ich hatte viel Heimaturlaub angesammelt, den ich nie genutzt hatte. Indien war immer mein Zuhause. Ich habe einen Onkel in Manchester, der meines Wissens mein einziger Verwandter ist. Ich bin nach England gereist, um Urlaub zu machen.«

»Urlaub? Oder um sich zu erholen?«

»Erholen?«

»Sie hatten an der Teesta-Schlucht ein unangenehmes Erlebnis.«

Das stand nicht in seinem Lebenslauf. Whitehouse hatte sich offenbar viel Mühe gegeben, mehr über ihn zu erfahren.

»Mr. Whitehouse, Sie kennen sich mit Eisenbahnen aus. Es kommt manchmal zu Unfällen. Ein Mann muss das akzeptieren und weitermachen.«

»In der Tat. Aber dieser Unfall war ein wenig anders, nicht wahr? Es war persönlicher.« Er konnte sich den blauen Augen nicht entziehen.

»Es war eine Katastrophe. Zwei gute Männer sind gestorben.« Preston biss die Zähne zusammen. »Ich war für die Zugbewegungen in dem neuen Streckenabschnitt verantwortlich. Es war meine Aufgabe, solche Dinge zu verhindern.« Er hatte das Gefühl, er sollte offen sein.

»Aber es war nicht Ihr Fehler. Ein Versagen der Weiche. Die IR hat sogar Ihre Tapferkeit gelobt.«

Preston verlagerte sein Gewicht.

Whitehouse blickte von seinen Notizen auf. »Und Sie haben sich entschlossen, auch nach Ablauf Ihres Urlaubs noch in England zu bleiben.«

»Ich habe meine Frau kennen gelernt. Als verheirateter Mann fühlte ich mich verpflichtet, meine finanzielle Situation zu verbessern und alles für eine Familie vorzubereiten.« Auf diese Frage hatte er sich eingestellt.

»Und das wäre bei der Indian Railways nicht möglich gewesen?« Whitehouse runzelte die Stirn und kratzte sich an der früh ergrauten Schläfe.

»Ich hielt es für an der Zeit, etwas zu verändern. Ich war in Indien viele Jahre als Gleisbauingenieur tätig.« Tatsächlich war er zu dem Schluss gekommen, dass das Leben eines Gleisbauingenieurs – stets in Bewegung – für jemanden wie Florence unpassend wäre. Sie hatte bis dahin nur selten die Bequemlichkeit von Heim und Familie verlassen. Er gab die Arbeit, die er liebte, ungern auf, aber er fand sich ab mit den Einschränkungen, die das Leben als verheirateter Mann ihm auferlegte.

»Eine Veränderung. Aha.« Whitehouse zog die Brauen hoch.

»Deshalb haben Sie also Ihre guten Aussichten bei der Indian Railways aufgegeben, um

hier in Ostafrika einen Hafen zu bauen?«

»Ich sah Ihre Anzeige in der Times.« Preston fand Whitehouse' Gesprächstaktik und die Tatsache, dass er immer wieder persönliche Themen ansprach, langsam ärgerlich. »Der Zwei-Jahres-Vertrag schien ideal zu sein, und die Bezahlung ist gut.«

Whitehouse wartete das Ende der Antwort kaum ab. »Warum sollte ein Eisenbahnmann wie Sie eine Stelle beim Hafenbau annehmen?«

Eine solche Frage hatte er erwartet. »Meine Fähigkeiten als Bauingenieur können beim Hafenbau ebenso eingesetzt werden wie bei der Eisenbahn.«

Der Chefindgenieur stellte die Teetasse auf den Schreibtisch.

»Ich möchte Ihnen etwas zeigen, Mr. Preston.«

Er ging zu einem großen Tisch in der Zimmerecke. Preston folgte ihm. Auf dem Tisch lagen Berge von Landkarten, Zeichnungen und Vermessungskarten.

»Das hier ist Mombasa.« Er zog eine kleine Karte aus dem Stapel, die die Insel, ihre Straßen und die Wasserwege der Umgebung zeigte. Einige der wichtigsten Gebäude und Geländepunkte waren beschriftet. »Der alte Hafen.« Whitehouse wies mit dem Finger auf das Wasser am Ostrand der Karte. Preston erkannte Fort Jesus, die Verwaltungsgebäude und das nahe gelegene europäische Viertel, wo man ihm und Florence eines der Wellblechhäuser mit vier Zimmern zuweisen würde.

»Kilindini, ein kleiner Ort.« Whitehouse zeigte zur Südseite der Insel. »Unser Endpunkt und der Bauplatz des neuen Tiefwasserhafens. Hier ist der Fluss Makupa mit unserer Brücke – dem Tor zum Festland.«

Preston warf einen Blick auf den Maßstab und nahm an, dass die Strecke vom Bahnhof zum Damm etwa zwei Meilen betrug.

»Und hier«, sagte der Chefindgenieur und zog eine andere Karte über die erste, »ist Britisch-Ostafrika.« Er bewegte die Hand über die topografische Karte – die wichtigsten Eigenschaften des Landes waren farblich unterschieden, und zum Teil waren auf der Karte Verbesserungen vorgenommen worden. »Wir sind hier.« Er zeigte auf die Mombasa-Insel, einen grünen Fleck von der Größe eines Viertelpennys rechts auf der Karte. Ganz im Westen der Karte befand sich eine blaue Masse, beschriftet mit Victoria Nyanza, und darunter stand in kleinerer Schrift Viktoriasee. »Und hier ist das derzeitige Gleisende.« Seine Fingerspitze berührte einen Punkt, der mit Mazeras beschriftet war, kaum mehr als zwei Zoll westlich von Mombasa. »Verdammt dreizehn Meilen!« Er stach mehrmals mit dem Finger auf die Stelle.

»Ich bin jetzt seit vierzehn Monaten hier! Dreizehn Meilen Schienen. Nun gut, das Gesetz kam erst im vergangenen August durch, aber dennoch, ich bin nicht froh über dieses Ergebnis. Ebenso wenig wie die Regierung. Aber lassen wir die Politik zunächst einmal beiseite.«

Preston war erfreut, das zu hören.

»Es geht um Folgendes.« Whitehouse rollte die Ärmel hoch. Seine Finger verharrten über dem Tisch wie die eines Konzertpianisten, der den ersten Akkord anschlagen will.

»Britisch-Ostafrika«, wiederholte er, dann fuhr er mit der linken Hand über die dünne rote Linie, die grob von rechts nach links verlief. »Die geplante Route für die Macdonald-Eisenbahnlinie – über sechshundert Meilen. Sie folgt dem alten Sklavenkarawanenweg.

Vermessen 1882. Bestenfalls unzureichend. Ich lasse einen neuen Mann kommen, Hearne, der es besser machen soll.«

Er hielt inne, um Luft zu holen, dann glitt seine rechte Hand am Küstenstreifen entlang. »Mangrovensümpfe und Dschungel überall.« Er zeigte auf einen zwei Zoll breiten Streifen, der von Norden nach Süden verlief. »Flache Hügel von der Küste landeinwärts. Überall Flüsse und Bäche. Ein Wald.« Er schüttelte bedächtig den Kopf. »Und gerade, wenn man denkt, man hat alle Kokosnüsse und Bananen gesehen, die ein Mann ertragen kann ...« Er zeigte auf einen gelben Fleck, der so breit war wie seine Handfläche. »Die Taru-Wüste.« Er sah Preston an. »Dornengebüsch.«

Einen Augenblick schwieg er, als hätte er damit schon alles ausgedrückt, was sich über diesen Bereich sagen ließ. Aber dann wandte er sich wieder der Karte zu. »Stellen Sie sich Dornengebüsch vor, so weit das Auge sehen kann. Grausam und monoton. Beinahe undurchdringlich. Ich dachte daran, das zu umgehen und die Strecke hier entlangzuführen, am Sabaki-Fluss entlang. Zu lang. Zu langsam.« Er bewegte den Finger wieder dorthin, wo die rote Linie die gelbe verlängerte. »Etwa hier steigt das Gelände an, zunächst gemächlich, beinahe unmerklich. Und für die nächsten dreihundert Meilen jenseits der Taru sind Sie im Paradies.«

Preston warf dem Chefsingenieur einen Blick zu. Whitehouse' Augen glänzten vor Emotion. »Überwiegend leicht bewaldetes Grasland, aber es gibt auch Wälder, in denen man sich tagelang verlaufen kann. Orte, an denen die Wilden noch keinen weißen Mann gesehen haben, und sie jagen dort immer noch mit Giftpfeilen. Selbst in diesem Meer aus Gras« – er zeigte auf einen Bereich von der Größe eines Suppentellers – »gibt es an jedem Fluss einen Streifen Dschungel. Wild. Vieles davon unerforscht. Es wimmelt nur so von Tieren. Mein Gott! Löwen, Elefanten, Nashörner. Jedes verdammte erdenkliche Tier, und ein paar, die Sie sich nicht einmal vorstellen könnten. Malaria. Alle Arten von Parasiten. Tsetsefliegen.«

»Tsetsefliegen?«

»Unangenehme kleine Viecher. Bewirken die Schlafkrankheit. Bringen unsere Packtiere um. Haslam, unser Tierarzt, kann stundenlang darüber reden. Jedenfalls, wie ich schon sagte, nach der hohen Savanne kommt diese mehr oder weniger vulkanische Bergregion.« Ausgeprägte braune Konturen verliefen in zerklüfteten Linien nördlich der roten Eisenbahnstrecke. »Mit den Dornbüschen im Rücken und den Bergen vor Ihnen ...« Er ließ die Worte verklingen.

»Man sollte meinen, genug Dschungel gesehen zu haben, aber diese Anhöhen sind ein riesiger Wald.« Er hielt inne, offenbar nicht froh über seine Beschreibung, aber er konnte nichts anderes tun, als sie noch einmal leiser zu wiederholen.

»Riesig. Massive Bäume. Ranken. Bambus so dick wie ein Mann und mit weniger Raum als der zwischen den einzelnen Stangen. Und dort«, fuhr er eilig fort und zeigte auf einen Streifen von Gold, der sich von Norden nach Süden zog und etwa fünfzig Meilen breit war, »ist der Ostafrikanische Grabenbruch. Das Gelände fällt innerhalb weniger als einer Meile um sechshundert Meter ab.«

Preston schaute von der Landkarte zu Whitehouse und wieder zurück zur Karte. Er streckte den eigenen Finger zu dem goldfarbenen Streifen hin, als könnte er dieses

geologische Rätsel begreifen, wenn er nur seine Abbildung berührte. Er versuchte, es sich vorzustellen, einen Vergleich zu dem zu finden, was er in Indien gesehen hatte. Nichts kam einer solchen Formation auch nur nahe. Die rote Linie verlief an den Konturen des Grabenbruchs entlang. Das hier war zweifellos die ultimative Herausforderung für einen Ingenieur.

»Und schließlich« – Whitehouse wandte sich wieder der Karte zu – »hinter dem westlichen Steilhang die letzten hundert Meilen. Leicht hügelabwärts. Von dort aus geht es also schnell zum See. Aber manchmal ist das Gelände auch sumpfig. Ganze Wagen sind schon im Morast verloren gegangen.«

Preston schüttelte mitfühlend den Kopf. »Da steht Ihnen einiges bevor.«

»Pah! Wenn es nur um mich ginge! Aber ich sitze die meiste Zeit in dieser verdammten überhitzten Blechkiste fest. Ich brauche einen Ingenieur am Gleisende. Einen Mann, der plant und baut, der die Schienen durch unerforschtes Gelände legt, der diesem Gelände trotzen kann.« Er schlug mit der flachen Hand auf die Karte. »Ein Mann, der dieses neue Land formt.«

Die Worte hallten in Prestons Kopf wider: Ein Mann, der dieses neue Land formt. Er konnte den Blick nicht von der Karte wenden. Die Farben schienen vor seinen Augen intensiver zu werden. Das hier war ein Land wie kein anderes. Und eine Herausforderung, die in der Eisenbahnwelt nicht ihresgleichen fand.

»Das hier, Mr. Preston«, sagte Whitehouse, und sein durchdringender Blick hielt wie ein Schraubstock den Ingenieur fest, »ist die Aufgabe, die Sie sich immer gewünscht haben – oder ich habe Sie vollkommen falsch eingeschätzt.«

Preston starrte den Chefindgenieur an, bevor er sich gestattete, die Aufmerksamkeit wieder der Landkarte mit all ihrem Grün und Gelb und der trotzigen roten Linie zuzuwenden.

»Aber ... was ist mit dem Hafen?«

»Vergessen Sie den Hafen. Ich brauche einen Eisenbahnmann. Als ich die Anzeige aufgab, hatte ich nur die Genehmigung, die Position am Hafen zu besetzen. Aber jetzt, jetzt habe ich genehmigte Kostenvoranschläge und ein Budget von drei Millionen Pfund.«

Während der Pause, die auf diese Sätze folgte, versuchte Preston, die Größe und Bedeutung des Projekts zu begreifen. Er verstand Whitehouse' Begeisterung. In seinem ganzen Leben hatte er nie an einer Bahnlinie gearbeitet, die angemessen finanziert war. Knauserei und Notlösungen gehörten zum Leben eines Eisenbahnmannes. Es gab nie genug Arbeiter, nie genug Material, und um jeden zusätzlichen Stützbalken, Träger oder Bolzen musste man betteln.

Whitehouse hatte offenbar seine Gedanken gelesen. »Fünf neue F-Klasse-Loks treffen im kommenden Monat ein«, sagte er verschwörerisch. »Ich habe über dreihundert Kulis am Gleisende. Die besten – Pathanen und Pandschabis. Und es sind noch mehr auf dem Weg.«

Aus dem Nirgendwo kam eine Brise. Den ganzen Morgen war es vollkommen windstill gewesen. Nun fing die Jalousie an zu klappern, was den Aufrollmechanismus auslöste. Das Rollo schnellte nach oben, und die volle Helligkeit des tropischen Morgens fiel auf die Landkarte von Britisch-Ostafrika. Die Rot-, Gelb-, Grün- und Blautöne summten vor

Aufregung. Der gezackte goldfarbene Bereich des Grabenbruchs leuchtete auf der Landkarte auf wie ein Blitz.

Dies war eine Eisenbahnlinie, die selbst die besten Ingenieure auf eine schwere Prüfung stellen würde. Es war eine Eisenbahnlinie, die sein Vater voller Stolz gebaut hätte.

Preston ignorierte die Rufe der Gharry-Männer. Der Spaziergang von Whitehouse' Büro zum Haus der Carters würde ihm Zeit geben, eine Erklärung für Florence zu formulieren. Er nahm an, dass es ihr schwer fallen würde, seine Entscheidung zu verstehen.

Preston selbst wusste genau, wieso er die Stellung eines Gleisbauingenieurs der Uganda-Eisenbahn angenommen hatte. Bei aller offensichtlichen Begabung, mit der Whitehouse seine Gefühle manipuliert hatte, hätte er dennoch nie wissen können, wie verführerisch seine Beschreibung der Aufgabe war. Preston hatte die Stellung angenommen, weil es nichts in Indien gab, was sich damit messen konnte. Er hatte immer vergeblich versucht, ein Eisenbahnprojekt zu finden, das sich mit der Arbeit messen konnte, die sein Vater geleistet hatte – und in Indien wären seine Bemühungen auch vergeblich geblieben. Nur Ostafrika, ein Land, das den Weißen noch vor einer Generation so gut wie unbekannt gewesen war, konnte eine solche Möglichkeit bieten. Es würde Preston als Ingenieur auf die Probe stellen, und letztlich auch als Mann. Er musste diese Stellung annehmen, oder er würde für immer an seinen wahren Fähigkeiten zweifeln.

Aber es war unwahrscheinlich, dass Florence das verstehen konnte. Ihr Leben im ländlichen England war so vollkommen anders als seine Welt der Technik, der Naturwissenschaften und der Arbeitsorganisation gewesen, dass er es ihr unmöglich erklären konnte. Vielleicht hätte er warten sollen, bevor er Florence bat, ihn zu heiraten ... bis er sicher war, dass er den Eisenbahnbau sicher zur Ruhe betten konnte. Er hatte angenommen, dass dies bereits der Fall sei, und hatte es Florence' Vater versprochen, als er um ihre Hand bat. Er hatte ihn noch einmal beruhigen müssen, als er die Stellung bei dem Hafenbau-Projekt annahm, hatte erklären müssen, dass er zwar bei der Uganda Railway angestellt sein, aber nichts mit Eisenbahnbau zu tun haben würde.

Das Gleisende war kein Ort für eine Frau. Preston hatte seine Stellung bei der Indian Railway gekündigt, damit er und Florence ihre Kinder in einer stabilen Umgebung großziehen konnten. Er wollte, dass seine eigenen Kinder eine andere Art von Kindheit erlebten als er, wollte ihnen mehr geben als einen selten anwesenden Vater, der stets von einem Gleisbaulager zum nächsten unterwegs war.

Was würde er Florence sagen, wenn er nach Hause kam? Er würde selbstverständlich warten, bis die Carters im Bett waren, und er würde sagen, er würde sagen ...

Aber es sollte mehr als drei Wochen dauern, bis er wirklich den Mut aufbrachte, seine Ansprache zu halten.